

Von erheblichem Erkenntnisinteresse dürfte die genauere Überprüfung der These sein, dass „zwischen der doktrinären Neonaziszene und den mitunter eher unideologischen subkulturell geprägten Rechtsextremisten ein schwerwiegendes, grundsätzliches Konfliktpotential“ bestehe (Schwartz, S. 103). Von Belang wäre in diesem Kontext eine Untersuchung des Gebrauchs sinfonischer Musik z. B. von Smetana oder Sibelius. Diese diene ja nicht nur der Beschallung eines rechtsextrem konnotierten „Trauermarschs“, der an die Bombardierung Dresdens 1945 erinnerte. Insbesondere nährt die in den letzten Jahren enorm angeschwollene Nutzung von Sibelius-Werken im Alltag der Philharmonien und ARD-Anstalten den Emotionshaushalt eines großen Publikums. Das erweist sich hier wie dort als empfänglich.

Sabine Mecking untersucht, „ob der Musik bzw. dem Musikhören eine aufputschende und gewaltfördernde Wirkung“ (S. 14) zugeschrieben werden kann – in Einzelfällen und generell. Der nicht als Militarist bekannte Woody Allen räumte schon vor vielen Jahren ein, dass er beim Hören von Wagners *Walküre* allemal Lust bekomme, in Polen einzumarschieren. Das deutet an, dass die Sache mit dem „Aufputschen“ und „Gewaltfördern“ womöglich komplizierter ist, als dies der selbsterteilte Erziehungsauftrag des Sammelbandes wahrhaben will. Musik aber wirkt per se nicht friedensstiftend. Und Aufputschen ist weder amoralisch noch verboten. Musik weist, je nach Taktart, Instrumentierung und Lautstärkepegel, auch Aggressionspotentiale und „böse“ Abgründe auf. Könnte es sein, dass die als „rechtsextrem“ umrissene Musik nicht nur zum Aufstacheln taugt, sondern im Gegenteil – siehe Sandro – auch der Aggressionsabfuhr dient und lebenspraktisch Schlimmeres verhindert?

Etwas beunruhigen mag, dass die Frage der Kunstfreiheit, die ja auch für die Andersdenkenden gegeben ist, nirgendwo auf den

320 Seiten aufgeworfen wird. Hätte es nicht genügt, über die (gelungene!) Vertiefung der Kenntnisse vom Zusammenspiel rechtsextremer Wirkungsweisen hinaus die ambivalenten Reize „patriotischer“ Musik sowie die Kontaminierungsgrade der tiefbraunen Musikkloaken genauer zu bestimmen und damit „einen Beitrag dazu [zu] leisten, die Zeit, in der wir leben, besser zu verstehen“ (Anne-Mette Noack)?

Etliche der von einer um Deutungshoheit ringenden rabiaten Mitte beiläufig ins Visier genommenen „rechten“ Lebensgefühle, einige männliche Rollen- und Feindbilder, ‚Wertehaltungen‘ etc. sind nach den aktuellen Reaktionen im Westen auf die geopolitische Ungeheuerlichkeit vom 24.2.2022 sowie angesichts der unerwarteten Verteidigungsbereitschaft der Ukrainer inzwischen veraltet. Militärische Helden, eine mit verbaler, physischer und psychischer Gewalt verknüpfte Heldenhaftigkeit sowie lange verpönte Begriffe wie der „Wehrwillen“ sind ins Bewusstsein und positiv in die Diskurse des zivilisierten Europa zurückgekehrt. Sie werden wohl recht bald (stillschweigend) von den Listen des Rechtsextremismusverdächtigen verschwinden. Könnte es sein, dass dieser Sammelband mit seiner allzu breiten Feindbildphalanx dem intendierten Anliegen nicht nur wenig diene, sondern sogar einen Bärinnendienst erwie?

(Mai 2022)

Frieder Reininghaus

RALF ADELMANN: Listen und Rankings. Über Taxonomien des Populären. Bielefeld: transcript 2021. 208 S., Abb. (Edition Medienwissenschaft, Band 54.)

Es liegt in der Natur des Menschen, Dinge ordnen zu wollen – beispielsweise von gut bis schlecht, von einfach bis komplex oder von erfolgreich bis wenig populär/erfolglos. Listen und Rankings geben dem sehr häufig zu findenden Bedürfnis nach Dichotomie die so dringend benötigten Grau-

stufen. Insbesondere in der Populärkultur finden sich, beispielsweise auf Social Media, oftmals Listen und Rankings als Phänomene der Unterhaltung. Visualisiert als Foto, Instagram-Post oder Videos sortieren sie die Kardashians nach ihrer Beliebtheit und die Songs von Katy Perry nach Verkaufszahlen. Eigentlich sind diese Assoziationen aus phänomenologischer Sicht so evident, dass man bei Ralf Adelmanns – auf seine Paderborner Habilitationsschrift von 2016 basierendem – Buch mit dem Titel „Listen und Rankings. Über Taxonomien des Populären“ einen umfassenden medienhistorischen, soziologischen und anthropologischen Rückblick auf die Geschichte des Sammelns und Ordnen erwartet, was der Autor leider auf sehr wenigen Seiten nur anreißt. Auch die Unterscheidung zwischen einer Liste und einem Ranking liefert das Buch leider nicht. Ebenfalls hofft man als Leser*in auf eine Definition oder Auseinandersetzung mit schon sehr oft und variabel interpretierbaren Schlagwörtern und Diskursen: Wenn der Autor auf S. 40 anreißt, dass seit Mitte des 19. Jahrhunderts (dort verortet er den Startpunkt von Populärkultur) Listen und Rankings existieren, sei es etwa durch Bestseller-Listen, so hofft man auf eine Erklärung, warum er nun den Beginn der Populärkultur in die Mitte des 19. Jahrhunderts legt und nicht etwa Mitte des 20. Jahrhunderts, insbesondere vor dem Hintergrund, dass er die Uneindeutigkeit selbst erwähnt ausgehend von dem Satz „Zur Frage des Beginns populärer Kultur gibt es in der Wissenschaft sehr unterschiedliche Antworten, die meist in einem großen Zeitraum von 1850 bis 1950 [...] liegen“ (S. 40). Daneben zieht sich das Problem mit der unklaren Abgrenzung der Begriffe „Liste“ und „Ranking“ durch das gesamte Buch und führt zu Verständnisproblemen. Sind nun Rankings eine Unterkategorie von Listen? Merkwürdig wirkt in dem Zusammenhang die Behauptung, Listen bräuchten in der Populärkultur keine Regeln in der

Zusammenstellung (S. 141). Jede Liste, und sei sie noch so stupide, braucht für die Rezipient*innen ein gewisses nachvollziehbares Referenz- und Ordnungssystem, auch wenn sie sich von der vom Autor erwähnten Taxonomie aus den Naturwissenschaften (die per definitionem sehr eindeutig ist!) entfernt. Im Gegensatz dazu findet man an anderer Stelle im Kapitel „Listen und Rankings als Wissens- und Ordnungssysteme“ Gedanken zur „Sichtbarkeit“ popkultureller Prozesse durch „Verdatung und Quantifizierung“ (S. 186) durch eben jene Listen und Rankings. Eine Stringenz in der Verwendung und Abgrenzung in der Definition dieser Begriffe wäre wünschenswert gewesen.

Die Bedeutung der „Subjektivierung in Datenbanken“ und von „Plattformen und Mobilisierungen“, zwei weitere, recht ausführliche Kapitel des Buchs erschließen sich im Kontext dieser Abhandlung nicht, deren Thema eigentlich nach deutlich mehr medienhistorischen und soziologischen Inhalten und insbesondere nach greifbaren Beispielen verlangt – das Buch verfügt über nahezu keine Listen. Das Kapitel „Populärkultur als Wissenskultur“ erfüllt dann teilweise den Wunsch nach etwas Greifbarem mit einigen interessanten Beispielen zu Empfehlungssystemen am Beispiel von Netflix. Insgesamt hat sich Adelman eines sehr interessanten Themas angenommen, das neben dieser Abhandlung noch viel Potential hat, in seiner gesamten medienhistorisch-soziologischen Definition umfangreicher beleuchtet zu werden.

(November 2022)

Marina Forell

MAGDALENA ZORN: Was ihr hört. Werke, was sie durch uns gewesen sein werden. München: edition text + kritik 2021. 312 S., Abb.

Magdalena Zorn liest den Begriff des musikalischen Kunstwerks konsequent vom